Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 10

Artikel: Australien, Land der Pioniere - leider ohne Schweizer
Autor: Barth, Robert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073971

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ROBERT BARTH

Meine Beziehungen zu Australien fingen damit an, daß vor ungefähr drei Jahren ein Tscheche, der seit zehn Jahren in Australien lebt, an einem Samstagmorgen kurz vor Büroschluß bei mir anrückte und die Kühnheit besaß, mir nach einem halbstündigen Gespräch kurz und bündig zu sagen, wir seien Dummköpfe, er könne nicht verstehen, daß wir nicht schon lange unsere Zelte in Australien aufgeschlagen hätten. Mit dem, was wir an Arbeit und Überlegung hier aufgewendet hätten, wäre uns nach seiner Meinung in Australien ein zehnfacher Erfolg beschieden gewesen.

Auf eine solche Rede war ich tatsächlich nicht gefaßt; der Mann machte mich neugierig. Ich lud ihn in ein Restaurant zum Mittagessen ein, wir vergaßen aber fast zu essen, so interessant war das, was er mir zu erzählen hatte. Noch am Bahnhof ging's weiter, und vom Perron ins Zugfenster hinauf versprach ich ihm, nach Australien zu kommen, wenn man mir dort ein gutes Angebot mache.

Drei Monate später wurden bereits die ersten aus der Schweiz importierten Rivella-Flaschen in Melbourne verkauft, und weitere drei Monate nachher erhielt ich den Bericht, daß die von jenem Herrn vertretene Firma beabsichtige, eine Getränkefabrik nach unseren Plänen aufzubauen. Drei Wochen nach diesem Bericht unternahm ich meinen ersten Flug nach Australien mit einem Aufenthalt von fünf Wochen, vornehmlich in den Städten Melbourne und Sidney. Nach meiner Rückkehr entsandte ich einen meiner nächsten Mitarbeiter nach Melbourne und bewog einen weiteren jungen Schweizer dazu, einen Abstecher dorthin zu unternehmen. Im Februar und März 1960 verbrachte ich weitere fünf Wochen in Melbourne und im November/Dezember des gleichen Jahres nochmals einen Monat, um die

inzwischen neuerrichtete Fabrik einzuweihen.

Nach meiner Erfahrung kann man nicht unbeschränkte Zeit auf so lange Distanzen ohne persönlichen Kontakt zusammenarbeiten. Wenn man sich noch so gut versteht: Nach zirka vier Monaten ist jeder der Gesprächspartner im Zuge der Entwicklung ein anderer geworden, und auch die Verhältnisse haben sich geändert. Dies erfordert Anpassung und Verständnis, die auf schriftlichem Wege nicht oder nur schwierig erreicht werden können.

Aus diesem Grund blieben diese beiden Australienreisen nicht meine einzigen, und so kam es, daß ich dieses Land recht gut kennenlernte. Je besser ich es kennenlernte, umso mehr faszinierte es mich.

Und nun einiges über die Bewohner dieses Kontinentes, des kleinsten zwar, aber immer noch groß genug, um sämtliche Länder Europas aufnehmen zu können.

Sie arbeiten um zu leben und leben nicht um zu arbeiten

Es wird in Australien heute unterschieden zwischen den Alt-Australiern – das sind diejenigen, die schon vor dem Zweiten Weltkrieg in Australien wohnten – und den sogenannten Neu-Australiern. Obwohl die Alteinwohner sich gefühlsmäßig als die Herren des Landes fühlten, als die Pioniere, als die freiesten Menschen der Welt, die sich keinen Deut um das kümmerten, was außerhalb ihrer großen Insel geschah, sahen sie sich veranlaßt, ihren Kontinent mit der Hilfe von Zuwanderern aus andern weißen Ländern gegen den farbigen Druck aus dem Norden zu schützen. Die Australier haben jahrelang als faule Kerle gegolten, und es ist nicht zu leugnen, daß der eingeborene Australier ein Wesen ist, das arbeitet, um zu leben, und nicht lebt, um zu arbeiten. Der Großteil der Bevölkerung gibt sich mit einem recht bescheidenen Mittelmaß zufrieden.

Es scheint ein innerer Widerspruch darin zu liegen, daß die Australier auf der einen Seite überzeugt sind, daß Australien das modernste, bestverwaltete und in jeder Beziehung schönste Land der Welt sei, daß sie sich aber auch auf der andern Seite nur zu gerne mit Mittelmäßigkeit begnügen. Ich glaube, das kommt daher, daß der Australier in dieses Land kam, um sich so rasch wie möglich mit materiellen Gütern zu segnen, und daß er darum in seiner Arbeit keine andere Befriedigung sucht.

Der Australier ist ein eigenwilliger, störrischer Dickkopf, der aber, wenn man menschlich nett zu ihm ist, das charmanteste Wesen darstellt, das man sich vorstellen kann: rauh im Ausdruck und in der Gebärde, ohne jede besondere zivilisatorische Tugend, aber enorm großzügig im Herzen, von einer Freigebigkeit und Freizügigkeit und von einem überbordenden Optimismus. Es mutet als ein Witz an, daß gerade dieses Land, das noch so viel Aufbau nötig hat und gegenüber unserem Land und unsern Nachbarländern noch grenzenlos primitiv erscheint, Leute beherbergt, die sehr gerne in Superlativen denken und planen, aber wenn's schief geht nicht murren, sondern in ein schallendes Gelächter verfallen. Diese ungebundene, aber im Grunde genommen humorvolle Einstellung gegenüber den Tücken des Lebens, diese in gewissem Sinne bescheidene Art, nach dem Grundsatz Karl Spittelers – «Mein Herz heißt dennoch» – zu leben und immer wieder das Gute aus einer gegebenen Situation herauszunehmen – und sich dann auch voll dafür einzusetzen, hat den Australiern nicht zuletzt auch als Soldaten Weltruhm verschafft. Das ist ein Charakterzug, der meines Erachtens Gewähr dafür bietet, sich gegen die Primitivität und die Armut der rasch wachsenden Völker des Ostens erfolgreich durchsetzen zu können.

Der Australier kämpft nicht gerne für etwas, dessen Zweck ihm nicht sofort klar ist. Seine negative Einstellung gegenüber der Armee in Friedenszeiten steht in einem erstaunlichen Gegensatz zum guten Ruf, den sich die australischen Truppen in den verflossenen Kriegen erworben haben. Die berufliche Einstellung der in übergroßer Zahl vorhandenen Beamten würde in der Schweiz stark kritisiert werden, ebensosehr auch die für unsere Begriffe bescheidene politische Reife eines großen Teils der Parlamentarier und Gewerkschaftsführer. Es ist tatsächlich so, daß Wetten, Pferderennen, Fußball und Tennis von Freitagabend sechs Uhr an das Wichtigste im ganzen Staate sind. Die gesunde, prächtig gewachsene australische Jugend, die durch ihr freies, ungehemmtes Auftreten auffällt, mag für unsere Begriffe primitiv erscheinen, weil sie die ganze Lebensproblematik, die uns schon seit Generationen eingeimpft ist, nicht kennt, sondern vorerst einmal drauflos lebt und sich im Falle, wo es hart auf hart geht, als enorm

zäh, widerstandsfähig, aber auch von einer praktischen Vernunft geleitet erweist.

Der Australier ist deswegen etwa nicht ohne Stil, seine Lebensweise ist nach wie vor, jedenfalls in den Städten, von englischen Gewohnheiten geprägt. Obwohl man von England nicht viel wissen will, wird vor jedem Kino- und Theaterstück beim Abspielen der Landeshymne aufgestanden. Der Teekonsum zum Zvieri und zum Znüni ist sogar ein in der Arbeitsgesetzgebung verbrieftes Recht, und die Australier haben tatsächlich einen höheren Pro-Kopf-Konsum als die Engländer; anderseits trinken sie auch wesentlich mehr Bier als die Deutschen und die Schweizer, nämlich 128 Liter pro Kopf im Jahr im Vergleich zu 58 Litern pro Kopf in der Schweiz.

Für jeden Australier gibt es kein schöneres und besseres Land als Australien. Diese für unser Gefühl etwas wie eine Überschätzung der eigenen Leistung anmutende Einstellung mag ihren Ursprung darin haben, daß die Australier so etwas wie einen Minderwertigkeitskomplex wegen ihrer Abstammung von Sträflingen haben. Die Besiedlung dieses Kontinentes erfolgte nämlich so, daß am 18. Januar 1788 eine Flotte von sechs Schiffen, beladen mit 717 männlichen und weiblichen Strafgefangenen landete. Wenige Jahre vorher hatte England die nordamerikanischen Kolonien verloren, und hier war nun eine Gelegenheit, unerwünschte Individuen, Schwindler, Zuhälter, Mörder, Falschmünzer, aber auch politisch ungelegene Personen abzuschieben.

Mit der Zeit siedelten sich auch andere Engländer an. Die Strafgefangenen wurden nun an gesonderten Orten untergebracht, und der Kontinent nahm Jahr für Jahr mehr Einwanderer auf. Als dann 1851 Gold gefunden wurde, nahm die Einwohnerzahl rapid zu.

Vielleicht wegen dieser etwas suspekten Vergangenheit verträgt der Australier sehr wenig Kritik an den Schwächen des eigenen Landes.

Vom Australier ist vielleicht noch zu sagen, daß er die Ruhe selbst ist und ganz selten hastet. Er ist ein Müßiggänger von Natur; er hat eine große Vorliebe dafür, an einer sonnigen Ecke zu stehen, sich an einen Baum, an eine Wand oder an ein altes Auto zu lehnen und einsichtig, aber doch stets etwas murrend vom Dasein zu reden. Er stöhnt gerne und hat immer an Australien und was da alles geht, etwas auszusetzen. Aber wehe, wenn das ein Ausländer täte!

Was liegt dieser Apathie zugrunde, dauernd über etwas zu klagen, aber nichts zu tun, um es zu ändern? Es ist die paradoxe Natur des Australiers. Er ist so schrecklich vernünftig, trägt die schwersten und ungerechtesten Belastungen durch Behörden und Gesetze, ohne mehr zu tun als zu stöhnen. Seine Geduld, die er beim jahrelangen Mangel im Verkehrswesen oder in der Wohnungsnot oder bei der Arbeit zeigt, ist beinahe krankhaft. Aber unter der äußeren Schale von Geduld und Trägheit gegenüber kleineren Tyranneien schlummert dennoch eine titanische Energie. Der Beweis dafür ist, daß er seine Nation aus einem Material geschmiedet hat, das so roh und widerwärtig war wie Gott es geschaffen hatte, und aus seinem Kontinent einen Staat gemacht hat, der heute zu den sechs wichtigsten Produktionsgebieten der Erde gehört. Es ist ihm gelungen, aus der feindseligen Wildnis fruchtbare Weiden zu machen, Kulturen, die nur durch Frauen und Männer geschaffen werden konnten, die täglich gegen das Land ankämpften.

Dieser Kampf, der sich ständig wiederholt, hat den Australier so gemacht, wie er heute ist. Er hat einen fast zynischen Sinn für das rein Praktische und ein uns unverschämt anmutendes Selbstvertrauen, alles fertig zu bringen und seine Sache gut zu machen. Wenn man mit ihm ein Geschäft bespricht, so lacht er über alle Sorgen und Vorkehrungen, die gerade wir Schweizer in unserem Perfektionismus zu treffen als unerläßlich erachten. Den echten Australier findet man allerdings nur auf dem Lande. In den Städten finden sich schon Kreise, die eben durch die Eigenart der Stadt geprägt sind und eine Mischung von grundaustralischer Einstellung und städtischen Gepflogenheiten darstellen.

Wo bleiben die Schweizer?

So ungefähr war der typische Australier bis vor zirka zwölf Jahren, als die Zuwanderung von jährlich über 100 000 neuen Einwanderern aus Europa kam; sie strömten aus allen Ländern, begonnen bei Israel, Griechenland, Italien – und «displaced persons» aus deutschen Ostgebieten, Flüchtlinge aus allen den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang und auch Engländer. Diesen Leuten wurde und wird die Einwanderung leicht gemacht. Wer sich recht aufführt, kann in fünf Jahren Australier werden. Die Regierung zahlt heute sogar pro Kopf

der Einwanderer 700 Franken an die Reisekosten. Bereits auf dem Schiff wird Englischunterricht kostenfrei erteilt; nach der Ankunft werden die Einwanderer auf Regierungskosten während einigen Wochen auf das australische Leben vortrainiert, und dann tauchen sie unter im riesigen Kontinent.

Ein unerhörter Schmelztiegel hat sich hier aufgetan. Zwar bestehen Spannungen zwischen Neuankömmlingen und den Altaustraliern, ebenso auch Spannungen zwischen den einzelnen Nationalitäten der Eingewanderten. Aber es ist erstaunlich, zu sehen, wie schnell sie sich anpassen und wie rasch sie ihre frühere Nationalität ablegen und sich mit Stolz als Australier bezeichnen.

Die schwächeren Charaktere geraten zwar durch die etwas müßiggängerische Art der Altaustralier in Gefahr, ohne Leistung durchkommen zu wollen. Diese Leute gehen unter. Die guten Fachkräfte hingegen, Menschen mit Sinn für Leistung und mit einem gutgeschulten Können haben den Alteingesessenen, die sich in menschlichen Dingen mit Improvisationen und mit Lösungen Pi - mal - Handgelenk so schlecht und recht durchschlagen, vieles voraus. Es ist bemerkenswert, zu sehen, wie rasch sich in den letzten Jahren Neueinwanderer in der Wirtschaft und in der Industrie sehr schöne Lebensstellungen und Positionen erarbeitet haben. Diese Leute werden zwar nicht überall gerade wegen ihres Erfolges geschätzt, aber ihre Leistung wird anerkannt und sie stellt auch eine gewisse Herausforderung an die Alteingesessenen dar, die doch recht oft nach dem berühmten australischen Wahlspruch «That is good enough» gearbeitet haben. Wenn jemand zum Beispiel eine Kiste macht, dann genügt es ihm, wenn sie ihren Zweck erfüllt, das heißt, wenn sie nicht auseinanderfällt. Wenn aber in der Schweiz auch nur ein Päckli gemacht wird, so geschieht das so, daß es auch tadellos aussieht, das heißt, regelmäßig gefaltet ist.

Wenn in der Schweiz ein Auto gespritzt wird, wendet man am Schluß noch eine Stunde auf, um mit der Rasierklinge alles sauber zu machen. Der Australier ist zufrieden, wenn die Farbe einigermaßen stimmt.

Eines der großen Probleme heute ist, daß die kapitalistische Welt die riesigen Chancen in Australien erkannt hat und ganze Fabriken neu errichtet wurden, daß man aber auf die große Schwierigkeit stößt, in diesem Lande selbst genügend Leute zu finden, die sich für die Besetzung der leitenden Posten in diesen Betrieben eignen. Gerade weil der Australier so großen Wert darauf legt, ein guter Kamerad zu sein, liegt ihm nichts daran, irgendeinen Posten anzutreten, der ihn zwingen könnte, andere zu kommandieren und für das Handeln anderer die Verantwortung zu übernehmen. Gerade weil er seine Unabhängigkeit verliert, besteht für ihn in seiner Weltanschauung keinerlei Anreiz, Chef zu spielen. Man findet also als Vorarbeiter sehr oft Leute mit enormen improvisatorischen und praktischen Fähigkeiten, auf die jedoch, wenn es darum geht, das Personal zu führen, wenig Verlaß ist. Noch steht die Individualität über allem. Das äußert sich auch darin, daß jeder berechtigt ist, seine Stelle innert zwei Tagen zu verlassen.

Entsprechend den Ratschlägen, die ich von verschiedener Seite für den Aufbau eines Betriebes in Australien mitbekommen hatte, beabsichtigte ich, für unsern Lizenzbetrieb in Melbourne einen Schweizer als verantwortlichen Chef einzusetzen. Im Verlaufe dieser Bemühungen konnte ich folgende Beobachtungen machen, die ich aber nicht unbedingt als die Regel hinstellen möchte. Meine Erkundigungen bei einem Herrn, der sich in Melbourne ständig um die schweizerischen Einwanderer bemüht, ob er tüchtige ansässige Schweizer kenne, die man als Betriebsleiter oder kaufmännische Vorgesetzte beschäftigen könnte, wurde mir mit einem Achselzucken beantwortet. Das Durchschnittsniveau unserer Landsleute sei leider nicht sehr erfreulich. In Melbourne leben zur Zeit zirka 2000 Schweizer, eine recht bescheidene Zahl neben den rund 70 000 Deutschen, 50 000 Italienern, 12 000 Tschechen und ungefähr ebenso vielen Griechen. Abgesehen von einigen zum Teil nur vorübergehend tätigen führenden Herren großer schweizerischer Industrien seien leider wenig eigentliche Persönlichkeiten helvetischer Herkunft in Melbourne zu finden. Die Großzahl der ansässigen Schweizer hätte unser Land als Folge einer, in den meisten Fällen selbst verschuldeten Notlage verlassen, um ihr Heil in einem Land zu suchen, das wirklich fern der Heimat ist und wo man mit Leichtigkeit untertauchen kann. Ein Namenswechsel in Australien kostet etwa 50 Franken. In den letzten Jahren seien verschiedentlich Schweizer mit sehr guten beruflichen und menschlichen Qualitäten nach Australien gekommen, doch habe sich eine Großzahl davon wieder zur Rückkehr

entschlossen, weil das Lebensklima ihnen in Australien nicht zusagte und sie sich (insbesondere ihre Frauen) nicht anpassen konnten. Diese sogenannten «schlechten Erfahrungen» seien auch der Grund, weshalb heute die schweizerischen Amtsstellen von einer Auswanderung nach Australien warnen und das Los eines Einwanderers sehr wenig verheißungsvoll schildern.

Im weiteren fiel mir die immer wiederholte Frage von australischen Industriellen auf: Warum schickt ihr keine Fachleute? Die einzigen Schweizer Unternehmen, die wir hier kennen, sind Nestlé, eine Abzweigung der Berner Alpenmilchgesellschaft und die Ciba. Wo bleiben denn die andern? In einem Jahr haben die Deutschen hier ein VW-Werk aufgebaut, und die Wagen werden heute zu 80 Prozent mit australischen Rohstoffen hergestellt. Auch die Mercedes hat ein Montagewerk und schickt ihre Ingenieure. Nur die Schweiz hat weder Kredite gegeben, um unser Land aufzubauen, noch gute Leute zur Verfügung gestellt.

Der Gegensatz zwischen der schweizerischen und australischen Arbeitswelt kam mir so recht zum Bewußtsein, als einer unserer Mitarbeiter wider mein Erwarten die betrübtesten Berichte über seine Schwierigkeiten mit den Australiern sandte. Er mußte immer wieder feststellen, daß es an vielem fehlte, was bei uns selbstverständlich ist. In der Schweiz ist die Arbeitsmoral besser, das handwerkliche Können liegt dank unserer Schulungsmethoden höher, die Technik der Geschäftsführung ist bei uns zweckmäßiger. In seiner Begeisterung wollte er die Australier zu unserer Arbeitsmethode bekehren. Er wollte ihnen zeigen, daß sie damit mehr Erfolg haben könnten. Mit großem Bedauern mußte er feststellen, daß seine, aus ehrlichem Herzen angebotene Hilfe nicht angenommen wurde. Zwar war niemand schroff ablehnend gegen ihn, aber man empfand sein Besserwissen als Kritik und bedauerte, daß der Schweizer kein Auge für die herrlichen Seiten und die vielen Vorteile Australiens hatte.

In vielen alten australischen Betrieben, wo noch keine Neueinwanderer an maßgebenden Stellen sitzen, ist die für unsere Begriffe ziemlich bescheidene berufliche Qualität der Belegschaft auffallend. Der Durchschnitt liegt unter dem unsrigen. Man findet dort Männer in Direktionsposten oder Betriebsleiter-Posten, die bei uns höchstens eine Stelle in einer weiter unten liegenden Position bekleiden würden. Nachdem Australien seit dem Zweiten Weltkrieg eine boomartige industrielle Entwicklung mitmacht, wird jedem der unerhörte Mangel an qualifizierten Führungskräften offenbar. In früheren Jahren konnte es sich Australien noch leisten, eine Industrie zu haben, die mehr nach Bastlertum als nach moderner Produktionstechnik aussah. Der Reichtum kam von der Wolle und vom Weizen. Man spürt, daß die Industrie nicht auf einer seit Jahren mit System betriebenen Berufsschulung aufbauen kann. Zwar gibt es sehr gute technische Hochschulen; was jedoch im Gegensatz zu unserem Lande fehlt, ist die eigentliche Berufslehre und die damit verbundene Charakterschulung.

Es zeigen sich somit hier ungeahnte Chancen für junge Leute, die nach unseren heutigen, hiesigen Normen geschult sind. Wenn ich mir überlege, wieviel Arbeitszeit in der Schweiz verwendet wird, nur um sich den Konkurrenten vom Halse zu halten, wieviel schöpferische Kraft bei manchen jungen Schweizer Vorgesetzten, noch bevor sie vierzig sind, darauf konzentriert wird, in kleinsten Verhältnissen, durch eher unnötige Perfektion, den Konkurrenten zu überbieten, so scheint mir dies, an den Bedürfnissen, Möglichkeiten und Aufgaben in Australien gemessen, unwirtschaftlicher Unsinn.

Ich frage mich: Warum müssen in der Schweiz eine Unzahl von Kleinbetrieben mit viel qualifiziertem Personal sich gegenseitig bekämpfen, wobei in allen Betrieben vielleicht nur zu 30 Prozent ausgelastete Maschinen stehen, währenddem manch einer dieser Leute dank seinem Wissen und Können und seinem schöpferischen Drang im Vakuum von Australien weit mehr leisten könnte? Es steht fest, daß vor allem die, die in Australien Erfolg hatten, nicht mehr zurück wollen.

Immer wieder glaubt man, Ansätze zu einer neuen Welt entdecken zu können, die morgen vielleicht das sein wird, was die Vereinigten Staaten gestern in den Anfängen ihrer Geschichte für unsere Väter und Vorväter gewesen sein müssen. So wie in den USA führt die bunte Mischung rassisch und kulturell verschiedener Einwanderer allmählich zur Formung eines neuen Menschentyps sowie einer neuen Lebensweise, ja sogar einer vom Engli-

Foto: Ernst Alfred Heiniger
Im Onsernone-Tal

schen in vieler Hinsicht abweichenden Sprache. So wenig die Amerikaner Engländer oder Europäer sind, so wenig werden auch die künftigen Australier etwas gleiches sein wie jene Völker, von denen sie herstammen.

Aber auch im Wirtschaftlichen ergeben sich erstaunliche Parallelen zwischen den USA und Australien. Hier wie dort war man zuerst Rohstofflieferant. Eine eigene Industrie wurde erst allmählich aufgebaut. Beide Länder sind reich gesegnet an wertvollen Rohstoffen wie Gold, Silber, Blei, Zink, Eisen, Kupfer und Kohle. Einzig Öl wurde in Australien bis heute nur in Spuren gefunden. Hingegen verfügt es über große Mengen abbauwürdigen Urans. Besonders seit dem Zweiten Weltkrieg etwickelte sich Australien zunehmend vom Rohstofflieferanten zum industriellen Verarbeiter. Das Land befindet sich – das ist der Eindruck fast aller, die in der letzten Zeit Australien bereist haben – was seine Erschließung der Siedelung und industrielle Entwicklung angeht, heute im gleichen Stadium wie die USA zu Beginn dieses Jahrhunderts. Welches riesige Entwicklungsfeld, welche Chancen, welche langfristigen Aufgaben liegen da vor den Bewohnern und den Neuansiedlern!

Selbstgerechtigkeit und Perfektionismus töten den Pioniergeist

Ich habe mich mit verschiedenen Herren anderer Schweizer Firmen unterhalten, die Männer suchen, die sich im Ausland einsetzen lassen, und der Eindruck, den man allgemein hat, ist ungefähr der folgende:

1. Für solche Posten ist es einfacher, ledige Leute zu finden als verheiratete.

2. Je mehr ein Mann in seiner Jugendzeit in den Genuß von zivilisatorischen Segnungen kam, um so weniger findet er sich zur Übernahme eines solchen Postens bereit; dies allerdings mit Ausnahme der leider etwas selten vorkommenden Revolutionäre, die sich gerade in der Entwicklungszeit aus eigener Überlegung irgendwie doch vielfach gegen die extreme Bemutterung und Sicherung im Elternhaus zur Wehr setzen, ehe sie dem ach so wunderbar funktionierenden System restlos verfallen sind und ihre Abenteuerlust nur noch in Surrogaten wie überschnellem Autofahren und anderen riskanten Spielen auszuleben versuchen.

3. Unsere langjährige und erfolgreiche Entwicklung als Industriestaat hat vielfach einen Typ von Fachmann hervorgebracht, der zwar unerhört findig ist und zu immer perfekteren und noch raffinierteren Lösungen gelangt, aber in seinen Ansprüchen bereits so übersteigert ist, daß er, vor primitivere, grundlegendere Probleme gestellt, versagt, indem er perfekte Endlösungen anstrebt, wo es vorerst darum ginge, Grundlagen zu legen. In Australien arbeitet der Arbeiter, um zu verdienen. Er ist ein geborener Praktiker, legt aber keinen besonderen Wert darauf, etwas so gut zu machen, daß es besser gar nicht mehr möglich ist. Was ihm wichtig erscheint ist, daß das Ding, das er zu machen hat, schließlich geht und daß es «right enough» ist.

Nach meinen Beobachtungen neigen Schweizer, die schon jung in unserem Land erfolgreich waren und wegen ihres Erfolges an ihre Chance im Ausland glauben, zu einer nicht immer erfreulichen Selbstgerechtigkeit bei der Beurteilung des Auslandes. Ich bin sicher, daß diese Art des Sich-Gebens dieser jungen Schweizer auf ebensolche Gegenliebe stößt, wie bei uns Abgesandte unseres nördlichen Nachbarn, die unter der Flagge «bei uns draußen ist alles viel besser, schöner, größer» segeln.

4. Der Umstand, daß die heutigen Verhältnisse den jungen Leuten erlauben, jung heiraten zu können, und daß unsere moderne Zeit eine den Jungen wohlgesinnte Zeit zu sein scheint, wo man schon recht früh genug verdient, um die Verantwortung für das biologische Minimum einer mehrköpfigen Familie zu übernehmen, hat auch seine Schattenseiten. Die frühzeitige Gründung einer Familie erfüllt den Mann vorzeitig mit Gedanken der Sorge und Fürsorge. So fällt in seinem Denken die Möglichkeit, besondere Risiken und Opfer auf sich zu nehmen, außer Betracht, denn er würde sich ja dem Vorwurf aussetzen, seine Eigenen in Gefahr zu bringen.

Wenn man heute an einen jungverheirateten Mann herantritt, um ihn für eine Stellenannahme im Ausland zu interessieren, so darf man sich nicht wundern, wenn er seine Zusage davon abhängig macht, daß:

a) Hin- und Rückreise für ihn und die ganze Familie bezahlt werde

b) an Ort und Stelle eine Wohnung zur Verfügung stehe, die dem schweizerischen Standard entspricht

c) ein Salär bezahlt werde, welches erlaube, die Kinder so zu schulen und zu erziehen, wie wir es in der Schweiz gewohnt sind

d) mindestens alle zwei Jahre Ferien in der Schweiz möglich seien

e) bei einer Bank ein Betrag für die Heimreise hinterlegt sei für den Fall, daß die Stelle dem Betreffenden nicht zusage

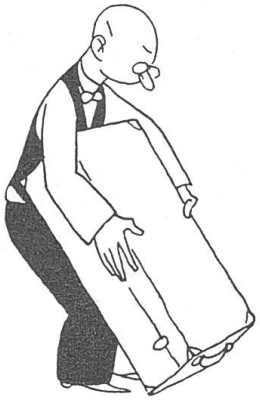
f) AHV- und Invalidenversicherung bezahlt werden.

Dieser Typus des verwöhnten und seine Freiheit allzugerne gegen Sicherheit eintauschenden Schweizers hat es natürlich manchmal schwer, in fremden Landen gegenüber jenen Arbeitskräften zu bestehen, die dort mit nichts anfangen mußten und nicht vor Angst, etwas zu verlieren, sondern von der Notwendigkeit getrieben sind, auf alle Fälle etwas zu gewinnen. Die Widerstandsfähigkeit, die Bereitschaft, Unangenehmes ohne Murren, ohne ständiges Herumkritisieren und Besserwissen anzunehmen, nötigt uns für diesen andern Typ unwillkürlich mehr Achtung ab. Ich glaube fest, daß es jener Schweizer, der sein Heimatland in Krisenzeiten verließ, war, der uns sei-

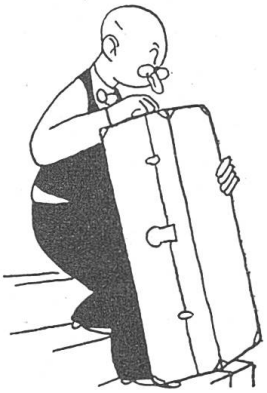
---

Der kleine Familienfilm

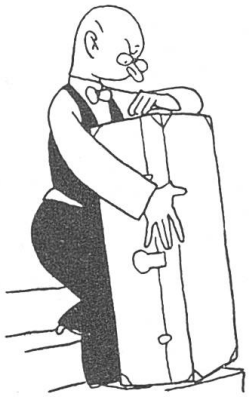
1) Sagt, Unsinn, warum sollte mir jemand helfen müssen, den Kabinenkoffer vom Estrich herunterzuholen.



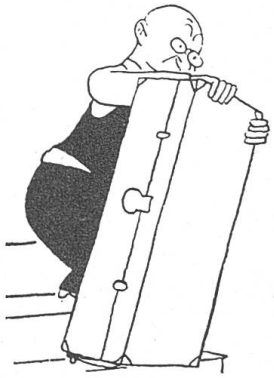
2) Schiebt Koffer zum obersten Treppenbödeli. Scheint ihm, er sei eigentlich schwerer als er dachte.



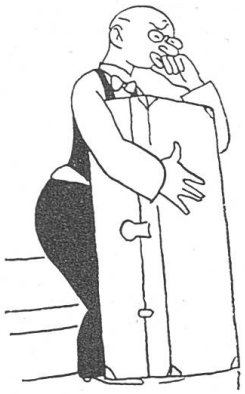
3) Lässt Koffer vorsichtig obersten Tritt hinabgleiten — mitten auf seinen Fuss.



4) Versucht, Koffer vom Fuss wegzuheben. Estrichtreppe ist schmal, man kann sich kaum bewegen.

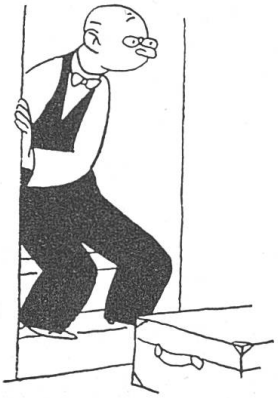


5) Versucht, Koffer besser anzupacken. Klemmt sich zwischen Wand und Koffer linke Hand ein.



6) Familie versammelt sich unten an der Treppe und bemerkt mild, warum wollte er keine Hilfe.

7) Familie verteilt Ratschläge, jeder einen andern. Resultat: Er verliert den Halt am Koffer, der mit Getöse Treppe hinunterkracht.



8) Geht dem Koffer nach. Sieht, dass er vollgepackt ist mit Wintersachen. Es hätte sich um den anderen Kabinenkoffer gehandelt.

nerzeit den guten Ruf eintrug, weil ihm ein zwangsläufig unternehmerisches Denken und nicht ein reines Verwaltungsdenken eigen war.

Nur echtes Risiko formt selbständige Menschen

Eigentlich interessant sind jene jungen Leute, denen es hier, wie man sagt «stinkt». Und es sind deren ziemlich viele, wenn man mit jenen spricht, die zwischen 17 und 25 Jahre alt sind, und denen es trotz guter Anlagen und Chancen hierzulande nicht gefallen will. Ich glaube, daß die Unzufriedenheit und die Kritik solcher junger Leute an unseren Verhältnissen auch positiv gewertet werden kann. Wir sollten sie in dem Alter, wo sie noch bereit sind, für eine Idee eine Attacke zu reiten, einen Sprung wagen lassen.

Wir leben in der Schweiz – das merkt man erst, wenn man über die Grenzen hinauskommt – auf einem einsamen Inselchen. Die hier geltenden Regeln besitzen nur zum Teil außerhalb des Landes noch Gebrauchswert. In den Welten um uns werden Leute gebraucht, die weniger über gesellschaftliche Fähigkeiten verfügen, aber um so mehr über den Mut, nach den Regeln der praktischen Vernunft eine ihnen übertragene Aufgabe oder eine von ihnen gesehene Chance anzupacken, eine Welt, wo gesunde, wenn auch etwas primitivere Reflexe wichtiger sind als die Fähigkeit, in einem größeren Gremium nicht unangenehm aufzufallen.

Ich bin darum der Meinung, daß man gerade in den sogenannten «guten Kreisen» einem jungen Menschen, der sich gegen das, was man zuhause hoch hält, negativ einstellt, eine reelle Chance bieten sollte, mit 21 oder 22 Jahren für einen kürzeren oder längeren Aufenthalt – er mag dies selber entscheiden – fortzuziehen und seinen natürlichen Drang, sich Abenteuern und primitiven Gefahren auszusetzen, auszuleben. Er sollte unbedingt die Gelegenheit haben, im Kleinen oder im Großen etwas Eigenes zu schaffen, auch wenn's etwas ungehobelt herauskommt.

Kommt er wieder zurück, so hat er bestimmt etwas gelernt, das er sich zuhause nicht hätte aneignen können.

Kommt er nicht zurück, so vielleicht gerade deshalb, weil er sich in Gefahr und Freiheit glücklicher fühlt und kein Verständnis mehr aufbringt für unsere überbevölkerungsbedingten Kantönligeist-Intrigen. Auch darüber sollten wir nicht verzweifeln; es ist bestimmt kein Verlust für unser Land.

Wenn er in fernen Landen unseren Idealen getreu durch gerades Denken und zuverlässiges Arbeiten hervorsticht, sich aber im übrigen den dortigen Lebensgewohnheiten ohne Kritisiersucht angepaßt hat, so wird er das tun, was für uns heute so notwendig ist, nämlich ohne Selbstgerechtigkeit, durch schlichtes, gutes Beispiel schweizerisches Ansehen ins Ausland hinaustragen. Und das wird eine Achtung sein, die er nicht nur aus unserer ständigen Bereitschaft zu materieller Wohltätigkeit genießt, sondern ein Ansehen, das er sich erworben hat durch die täglich geübten schweizerischen Tugenden, so da sind Sachlichkeit, Aufrichtigkeit, Zuverlässigkeit, Toleranz und eine Lebenseinstellung, die man am besten unter dem Motto schildern könnte: «Lifere, nid lafere.»

Da musste ich lachen

Es war während des Krieges. Auf unser Quartier in Zürich waren Bomben gefallen und hatten in der ganzen Nachbarschaft mehr oder weniger schwere Schäden verursacht. Einer unserer Nachbarn war verhältnismäßig gut davongekommen. Immerhin wurde auch ihm eines seiner fünf Kellerfenster zertrümmert. Was machte nun der gute Mann? Er verbarrikadierte fragliches Fenster, nachdem die Scheiben wieder eingesetzt waren, mit einem dicken Brett, offenbar in der Annahme, bei einer eventuellen spätern Bombardierung unserer Gegend könnte genau das gleiche Fenster wieder in Trümmer gehen!

A. O.